



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lux, Joseph Aug.: Zweckbegriff und Materialsprache im Kunstgewerbe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zweckbegriff und Materialsprache im Kunstgewerbe

Von Joseph Aug. Eux



Ich habe ein Publikum vor Augen, von dem ich weiß, daß es die Dinge, die es liebt, erwirbt und im Alltag verwendet, mehr auf seine ornamentalen Eigenschaften hin ansieht als auf die sachliche Form und Materialbeschaffenheit. Es mag mit dieser in der Masse ruhenden Voraussetzung zusammenhängen, daß die Anfänge des modernen Kunstgewerbes ihr künstlerisches Merkmal im Ornament behaupteten, im Dekorativen, im Kult der Linie, in einem Zierwesen, das mit den Materialeigenschaften und den Zweckformen nichts zu schaffen und im Kunstgewerbe großes Unheil angerichtet hat. Die Lage der deutschen Kunstindustrie ist so beschaffen, daß, von winzigen Ausnahmen abgesehen, kein Gegenstand gefunden werden kann, der seinen Zweck ohne Nebenabsicht sachlich und organisch erfüllt. Die allzulange Herrschaft des Ornaments hat dahin geführt, daß die Gebrauchsformen heillos verkommen sind. Unter diesen Umständen kann fast behauptet werden, daß jeder kunstgewerbliche Gegenstand, der mit einem Zierstück behaftet ist, an irgendeiner formalen Unzulänglichkeit leidet. Ein Gegenstand, der nicht allein durch seine sachliche Form und sein gutes Material den höchsten Anforderungen des guten Geschmacks entspricht, wird es niemals können, wenn man ihn mit Zierat überladet. Es ist ein sehr verbreiteter Irrtum, zu glauben, daß eine schlechte Sache durch die Dekoration besser wird. Ganz im Gegenteil. Höchst selten und nur unter ganz besondern Umständen ist das Ornament geeignet, einem Gegenstand unsers täglichen Gebrauchs einen höhern Wert zu verleihen. In den meisten Fällen ist die Verzierung überflüssig, störend und geradezu schädlich. Im Kunstgewerbe wie überhaupt in den technischen Künsten kommt es auf alles andre eher an als auf das Ornament. Die Entwicklung ist gesund, wenn sie zunächst ganz vom Ornament absieht. Wenn die Kultur fortschreiten soll, müßten wir danach streben, daß jeder Laden, jeder Gewerbsmann in Übereinstimmung mit seinem Publikum die sachliche Richtigkeit als das wichtige und selbstverständliche ins Auge fasse. Der Maßstab der deutschen Bildung wird nicht zuletzt von den unehörten Darbietungen bestimmt, die sich das große Publikum von seinen Händlern gefallen läßt. Wenn wir künstlerisch arbeiten wollen, müssen wir ethisch arbeiten und den dekorativen Blunder abschaffen, nur so können wir zur reinen Form gelangen. Erst

wenn die reine gute Form gefunden ist, was eine weitaus schwierigere Kunst ist als die Verzierungskunst, dann erst darf es der Schöpfer oder Hersteller wagen, noch mehr zu tun. Die gute Form, das gute Material, die richtige Bearbeitung und Anwendung, der Kult der Farbe, das bedeutet einen so ungeheuern geistigen Aufwand, eine solche Fülle von Forschungs- und Entdeckungsarbeit, eine Unermesslichkeit von künstlerischen Notwendigkeiten und Möglichkeiten, daß zunächst gar keine Berechtigung vorliegt, etwas Überflüssiges zu tun. Wenn dieses Überflüssige dennoch getan wird, geschieht es meist auf Kosten der zwecklich-formalen Erfordernisse.

Aber wir brauchen Schönheit! Schönheit ist nichts Überflüssiges! Schönheit ist nicht Luxus, sie ist eine Notwendigkeit, eine Bedingung des Daseins, etwas schlechthin Unentbehrliches! Ohne sie kann das Gute nicht bestehen, die Liebe und die Freundschaft, die Wissenschaft und der Glaube und all die außerordentlichen Kräfte, durch die die Welt fest und groß erscheint. Die Kunst ist die Manifestation der Schönheit. Also umgebe man sein Leben mit so viel Kunst, wie man nur vermag, und es wird nichts überflüssiges sein, wie alles, was wegen der Schönheit geschieht. Aber es ist schlimm bestellt um die Sache der Kunst, wenn der zwecklose Schnörkel das Wesen der Schönheit vorstellen soll. Ein großer Teil unserer Maschinen, ein gutgebautes Schiff, ein elegantes Fahrzeug, Werkzeuge und Instrumente, eine Stradivarigeige, die meisten Musikinstrumente mit Ausnahme des Klaviers, sind unbestritten schön, obwohl sie keinen Zierat aufweisen. Eine prähistorische Fibel, ein Biedermeiermöbel, ein Sattelzeug, ein guter Lederkoffer, ein elektrischer Glühkörper sind ebenfalls schön, was niemand leugnet. Man findet sie schön, und mit vollem Recht, weil sie sachlich und organisch gedacht und aus gutem Material gearbeitet sind, weil sie in vollkommener Weise ihren Zweck erfüllen. Damit ein Gegenstand in vollkommener Weise seinen Zweck erfülle, ist ein eindringliches Studium über die Art der Bedürfnisse und der Anwendung nötig. Ein unaufhörliches Prüfen und Neubilden, wofür der menschliche Organismus das Maß liefert. Die Möglichkeiten der Gestaltung sind auf organischer Grundlage unererschöpflich. Die Bedürfnisse, die Anwendung, die Maße wechseln unaufhörlich, die Formen ändern sich, nur das Gesetz beharrt. Vollkommene Zweckerfüllung ist das oberste Gesetz der Schönheit. Aber der Mensch und sein Maß geben die eine Hälfte der Erfüllung, die andre Hälfte liefert das Material und der Eigensinn des Materials.

Für das Material als Ausdruck ist der Grundsatz unumstößlich, daß die stoffliche Unzulänglichkeit, die Spröde, Härte, Brechbarkeit usw. in sinngemäßer Ausnützung die Stärke des Kunstwerks bildet. Die Materialeigenschaft liefert die Charakteristik der kunstgewerblichen Leistung. Es gibt kein sicheres und zuverlässiges Urteil über den praktischen und dekorativen Wert einer Arbeit, wenn sie nicht auf der Kenntnis des Materials und seiner Eigenschaften beruht. Der Verfall des Kunstgewerbes drückt sich immer in der Verkennung und der

Bergewaltigung des Materials aus. Die besten künstlerischen Gedanken ergeben sich immer aus der Natur des Stoffes. Die Kunstformen haben sich aus der Natureigenschaft der Rohstoffe entwickelt; alle biegsamen und zähen, dem Zerreißen widerstehenden Materien gehören zur textilen Kunst, die weichen, bildsamen, plastischen zur keramischen Kunst mit allen Schöpfformen und Gefäßen, die stabförmigen, elastischen Materien zur Zimmerei, die den Holzbau, den Hausrat und einen Teil des Steinbaus und der Metallotechnik umfaßt, und die dichten, dem Zerdrücken und Knicken widerstehenden gehören zur Steinkunst, zur Erdarbeit, zur Schnitzerei und zum Teil zur Juwelierkunst. Die vier Klassen sind nicht streng unterschieden, sondern durch eine Fülle von Übergängen verbunden, wonach gewisse Techniken und Materien verschiedenen Gebieten zugleich angehören. Maßgebend ist, daß das Werk erstens ein Resultat des beabsichtigten Gebrauchs oder Zwecks in tatsächlicher oder symbolischer Auffassung und zweitens ein Resultat des Stoffes, der Werkzeuge und Prozeduren darstellt.

Für die heutige Kunstindustrie, die den Markt beherrscht und das äußere Gesicht unsrer Kultur im Städtebau, im Wohnhaus und im Handwerk bestimmt, ist charakteristisch, daß die überlieferten und von der alten Kunst scharf unterschiednen Merkmale eines bestimmten Materials und einer bestimmten Herstellungsweise andern Materialien und andern Herstellungsweisen willkürlich aufgedrängt werden. Diese Merkmale, aus dem ursächlichen Zusammenhang gelöst und gewaltsam verteilt, herrschen als Schmuckformen in der Absicht ihrer Hersteller auf Kosten einer sachlich schönen Gestaltung vor. So finden wir an Verputzbauten den trügerischen Schein von Quadermauern, an Stuckfassaden die abgegossenen und vervielfältigten Ornamente der Steinbildhauerei, an Betoneisenwerken aufgeklebte Scheinskulpturen, Kachelverkleidungen aus Blech, Papiertapeten mit Holzmaserung, Tryglivenschlize als Buchdeckelornament, den Prägestempel für Buchpressungen als Motiv für Glasfenster, Metallornamente in ermüdender Wiederholung in gleicher vergrößerter oder verkleinerter Form, auf Suppentöpfen, Gürtelschließen, Halsbrotschen und Ofenvorsetzern, plastische Entwürfe für Marmor in Bronze, Keramik, Holz oder Aluminium, ein und dieselbe Pflanzenstilisierung in Leder geschnitten, in Metall getrieben oder gepreßt, auf keramische Objekte gemalt oder gebrannt, in Hand- und Maschinenstickerei ausgeführt, als Buchschmuck verwandt, ziseliert, gegossen, gestochen, gebrannt, gedruckt, gestickt, gewebt und geschnitzt. Das Material und sein Ausdruck ist bei diesem sinnlosen pseudokünstlerischen Verfahren, das sich in der gesamten Produktion breit macht, gänzlich unterdrückt. Auch Konstruktionsformen werden in ihrer äußern Charakteristik häufig verwechselt, eine sehr alte Sünde, die sich namentlich in den neuen, vergänglichen Ausstellungsbauten verrät. Holzarchitekturen werden behandelt wie Steinbau, Metallformen treten im Holzstil auf, was namentlich an manchem Hausrat erkennbar ist, und Einflüsse der alten keramischen Kunst zeigen sich in diesem oder in

jenem anders gearteten Materialstil. Dekorative Stilreste, den Akanthus und das Muschelornament, kann man nebst andern veralteten Motiven heute noch ebensogut an den Gießlöffeln wie an den Badewannen usw. in maschinenmäßiger Wiedergabe finden. Dagegen ist die maschinengerechte Form in den wichtigsten Produktionszweigen noch nicht gefunden worden. In den Metallarbeiten werden die Ausdrucksformen der Handarbeit von der Maschine kopiert. Es ist ein triftiger Grund, warum uns das maschinenmäßige Erzeugnis widerwärtig sein muß. Formen, die das Wesen der maschinenmäßigen Erzeugung nicht verleugnen und den entsprechenden Ausdruck haben, können immerhin wohlgefällig erscheinen, wie es beispielsweise bei den einfachen, glatten modernen Beleuchtungskörpern der Fall ist. Gewisse Kunstzeugnisse, die sich der maschinenmäßigen Erzeugung natürlich widersetzen, sind in der heutigen Kultur so gut wie verloren gegangen. Was wir unter dieser Bezeichnung in dem heutigen Kunstbetrieb kennen lernen, hat mit dem Wesen der Kunst nichts zu tun. In künstlerischen Zeitaltern war der Schmuck oder das Ornament, das an kunstgewerblichen Gegenständen auftrat, das Ergebnis einer Inspiration, die der Künstler aus dem Geiste des Materials und aus seiner persönlichen Vertrautheit mit dem Stoffe schöpfte. Seine Zeichnung war nur eine gedankenmäßige, klare Feststellung dieser aus dem Geiste des Materials und der persönlichen Arbeitsübung geschöpften Inspiration. Der überwiegend größte Teil der heutigen Schmuckkunst stammt als papierne Kunst in der Regel nur aus der Vertrautheit mit dem Zeichenpapier und aus der groben Unwissenheit gegenüber den Bedingungen des Stoffes. Was heute als Stil und Stilifizierung geboten wird, ist haltlose Willkür; in künstlerischen Zeitaltern bedeutete Stil und Stilifizierung Materialausdruck, Materialsprache. Aus der innern Haltlosigkeit einer zerfahrenen Produktion erklären sich die Überstürzung und Hast des Hervorbringens, die krankhafte Sucht nach Neuartigem und der jähe Wechsel der Tageserscheinungen und Moden. Fieberhaft jagen die Neuheiten einander. Die Welt schmachtet nach Ideen und findet doch keine Befriedigung. Die Sehnsucht täuscht Entwicklungen vor, die sich in wahnfinniger Schnelligkeit wiederholen und im Zeitraum von wenig Jahren eine mehrfache Wiederkehr verraten. Scheinbare Entwicklungen. Wir messen die Zeit viel zu kurz. Stilentwicklungen, die früher Jahrhunderte brauchten, meinen wir in zwei bis drei Jahren entfalten und vollenden zu können. Es ist ein Wahn, der unsrer innern Verfassung entspricht. Schließlich hat jede Zeit und jedes Volk die Kunst, die es verdient. Das trifft natürlich auch für das heutige Volk zu. Wenn ein alter Steinmetz eine einfache Ranke, Blattwerk oder Fruchtbüsche in die Hohlkehlen steinerner Portale meißelte, wenn der primitive Holzschnitzer Balkenköpfe zurechtschnitt, was in der ländlichen Kunst hie und da noch geschieht, oder wenn der Goldschmied einen einfachen Kranz um den Becher trieb, so war es eine Form, die Hunderte vor ihm angewandt hatten, und dennoch war es ein persönliches und handwerkliches Zeugnis, das den künstlerischen Gegenstand un-

endlich höher stellt als die Hypertrophie der neuen Stilerfindung, die entweder den Zweck oder das Material aus dem Auge verliert und das Rechte versäumt. Sicherlich stehen wir im Stadium einer großen neuen Stilentwicklung, aber ihr Wesen ist zunächst nicht das Ornament, sondern die Sachlichkeit, nicht der Schmuck an sich, sondern der Zweck.



Im Lande Buchara

Reiseerinnerungen von H. Coepfer



u unsrer Abfahrt von Beiram-Ali hatten wir uns, der annähernd gleichzeitigen Abreise unsers Gastfreundes nach Aschabad zuliebe, früher auf dem Bahnhof eingefunden, als nötig war. Dazu verspätete sich unser Zug nicht bloß um zwei, wie angekündigt worden war, sondern um drei und eine halbe Stunde. So machte sich der Unterschied zwischen einem auf vornehmem Fuße eingerichteten Landhaus, dessen Herr wie ein kleiner Fürst von seinem Beamten- und Arbeiterheer geehrt wird, und einem schlecht eingerichteten Wartesaal, in den sich mancher Unberechtigte eindrängte, allzu bemerkbar, als daß er nicht nach einem hochinteressanten Tage in den schönen Stunden des Schlafs vor Mitternacht besonders peinlich empfunden worden wäre. Aber auch hier schlug schließlich die Erlösungstunde und brachte uns ein diesmal noch erträgliches Nachtlager in einem Durchgangswagen, da wie gewöhnlich die geschlossenen Abteile von höhern und niedern Beamten und Offizieren belegt waren. Aber die verspätete Abfahrt und die immer mehr zunehmende Verspätung hatten auch ihr gutes: wir bekamen bei Tageslicht die neue Amu-Darjabrücke und die besonders den Bahnbau und den Betrieb gefährdenden Wüstenstreifen bei Barchany links vom Amu und bei Farab und Chodsha-Dawlet rechts vom Strom zu sehen. Die Übergänge vom ödesten Wüstenland zu reich angebautem Kulturland sind bei der mäßigen Fahrgeschwindigkeit besonders auffallend. Schon die Amu-Darjaniederung, denn von „Tal“ kann man ja nicht sprechen, ist sehr wohl angebaut und zeigt wiederum, wie das befruchtende Raß segenspendend wirkt. Hier ist eine alte Kultur in voller Blüte. Der Ackerbau wird in wohlgeordneter Wirtschaft betrieben. Die Felder sind als unmerklich geneigte Flächen bearbeitet, zum Teil mit Schatten spendenden Bäumen bestanden, sorgfältig abgegrenzt, häufig mit niedrigen Lehm-mauern umgeben und durch gerade Wege zugänglich gemacht. Vielfach sind die Höfe wie bei uns in Westfalen in der Mitte der ihrem Besitzer gehörenden Felder angeordnet. Ein breiter Lehmwall trennt den Bahnkörper von den Feldern und den Wegen. Viel altes Gemäuer, Häusertrümmer wie in Alt-Mernw, Türme und sonstige Reste von Bautätigkeit deuten auf eine lebensvolle Geschichte. Hier bei Tschardshui hat Alexander der Große den Dux überschritten.

Die neue Stadt gruppiert sich um den Bahnhof und verrät durch ihre Schuppen, Magazine und Kaufhäuser, daß in ihr ein wichtiger Umlageplatz entstanden ist. Die Handels- und Schiffahrtsgesellschaft Kawkas i Merkurii ist natürlich vertreten, wie ihr großes Firmenschild an der Eisenbahn verkündet. Garten- und Baumanlagen zeigen, daß es sich der Russe in kurzer Zeit gemütlich zu machen verstanden hat. Die neue 1600 Meter lange Amu-Darja-Brücke stellt seiner Kulturarbeit ein recht günstiges Zeugnis. Mit der Unterseite der die Fahrbahn tragenden Untergurtes immer noch sechs Meter über dem höchsten beobachteten Wasserstande ruht sie auf gut fundierten, gemauerten Doppelsäulen, eine Eisenkonstruktion, bei der der nötige Eindruck der Solidität für meinen Geschmack durch das ohrenbetäubende Geklapper des Eisenplattenbelags etwas beeinträchtigt wird. Nach zweieinhalbjähriger Bauzeit ist sie Anfang Juni 1901 dem Verkehr übergeben worden.

Die ursprüngliche Brücke, etwas oberhalb der jetzigen, war eine Pfahljochkonstruktion, deren Spannungen durch Sprengwerke genügend tragfähig gemacht worden waren. Noch stehen an beiden Ufern die Reste dieses Baues, der ebenfalls der Bauleitung alle Ehre gemacht hat. Die russischen Bahnbauten zeigen durchweg dieselbe Eigentümlichkeit. Damit sie das Fortschreiten des Schienenwegs nicht aufhalten, werden alle Brücken zuerst in Holz hergestellt und allmählich, vielfach erst nach der Betriebsöffnung durch Eisenkonstruktionen ersetzt. An der Zenisseibrücke ist eigens zu diesem Zweck ein Eisenwerk entstanden, das die Eisenteile liefern soll.

Unter den Brücken wälzt der Amu-Darja, der Dyus der Alten, in flachem, kaum mehr als zwei Meter tiefem, sich oft veränderndem und nach Osten abgedecktem und mit Bühnen versehenem Flußbett seine gelben Fluten zum Aralsee. Wir spähten nach der berühmten Amu-Darjaflottille, sind aber nicht sicher, ob wir sie in den wenigen in einiger Entfernung am Ufer liegenden Dampferchen richtig gesichtet haben. Seitdem ein leistungsfähiger Schienenstrang Buchara sicherer mit Rußland verbunden hat, als es alle Verträge tun können, hat sie viel von ihrer militärischen Wichtigkeit verloren, dagegen an Bedeutung für den Verkehr gewonnen. Und es mag auch jetzt nicht unnützlich sein, an den stromauf und -ab gelegenen Siedlungen den Anwohnern, besonders den Chiwesen zu zeigen, daß Väterchen Zars Arm ziemlich lang ist. Immerhin ein Beispiel, wie sich Zwecke des Kriegs und des Friedens in einem Instrument vereinigen lassen.

Wir sind im Khanat Buchara, das sich weislich den Kulturstreifen am linken Ufer des Stromes zu erhalten gewußt hat. Jetzt auf dem rechten Ufer werden wirs gewahr an den Stationsbauten. Weniger ansprechend vielleicht als die bisher bewunderten Gebäude in Transkaspien, sind sie doch auch hier sauber und gefällig und künden mit ihrer bunten Fayence wie unsre Postgebäude von dem sachlich richtigen Bestreben, den örtlichen Baustil nachzuahmen, sich dem Geschmack der Bevölkerung anzupassen und ihn gelegentlich durch weitere Durchbildung zu veredeln.

Nach dem Passieren der gefährlichen Wüstenstrecke von Farab sind wir endlich im Gebiet des Seraffchan angelangt. Ehemals ein Zufluß des Amu-Darja, nimmt er jetzt in den Feldern von Buchara ein trauriges Ende. Aber er hat seine Schuldigkeit getan, und kein Tropfen seines Wassers ist vergeudet. Von der Karakette kommend, versorgt er auf seinem Laufe durch das Gebiet Samarkand die Kreise Samarkand und Katta-Kurgan mit seinem Fruchtbarkeit spendenden Raß.

Nur das letzte Drittel bleibt für Buchara. Was damit geleistet wird, ist geradezu glänzend. Schon bei der Station Karakul sind ausgedehnte Baumwollkulturen vorhanden. Und die Annenkoffische Schaumweinfabrik gründet ihre Produktion auf einen billigen Landwein, der hier vorzüglich gedeiht. Je mehr wir uns Buchara nähern, um so gartenähnlicher wird die Landschaft. Baumwollen-, auch Reisfelder, Gartenkulturen und Weinpflanzungen beschränken den Getreidebau. Nur Weizen wird in namhaften Mengen gebaut, aber auch nur für den eignen Bedarf des Volkes, ebenso wie Hirse, Gerste und Flachs in den gebirgigen Teilen des Landes, denn nicht alles Land ist anbaufähiger Boden. Steppe und Wüste grenzen im Norden an das Flachland und sind im Vorschreiten begriffen, weil der Seraffchan nicht mehr wie einst als bedeutender Nebenfluß den Amu zu erreichen und diese Gebiete zu bewässern vermag.

Buchara ist jetzt ein friedliches Land, wo bei auffällig guter staatlicher Ordnung ein reges Erwerbsleben herrscht. Auf drei Seiten von russischem Kolonialbesitz umschlossen und von Süden her durch einen unruhigen Nachbar bedroht, ist es ganz auf das russische Staatsinteresse eingeschworen und kann als zuverlässiger Vasallenstaat angesehen werden. Freilich hat es ernstliche Kämpfe gekostet, ehe es soweit gekommen ist. Überhaupt weiß die Geschichte des Landes von mancherlei Wandlungen zu erzählen, die die Völkerwellen auf dem Wege vom Orient zum Occident und umgekehrt gebracht haben. Trotz des ausgesprochen kontinentalen Klimas und seiner strengen Winter vermochte es wohl zum Bleiben zu locken. Eine Türkenherrschaft im sechsten und im siebenten Jahrhundert wurde abgelöst durch die Araber, die sich bis zum neunten Jahrhundert hielten. Sie brachten den Islam und gründeten Moscheen an der Stätte alter Götterverehrung. Unter der ihnen folgenden Samanidendynastie (von 873 bis 1004) wurde Buchara an Stelle von Samarkand zur Hauptstadt erhoben und blieb es auch in dem sich bis 1133 behauptenden Seldschukenreiche. Nach einem kurzen Intermezzo, währenddessen die Chiwesen herrschten, wurde Buchara auf drei Jahrhunderte den Mongolen untertan. Der Begründer von deren zweiter Dynastie, der große Timur, verlegte aber seine Residenz nach Samarkand zurück. An die Stelle der Mongolen treten als Herren des Landes um das Jahr 1500 die Usbeken unter den Scheibaniden. Diese wurden von den Aichtarchaniden und diese wieder von der Mangytdynastie abgelöst, deren Abkömmling Sejid-Abdul-Achad-Bogodur-Khan als Selbstherrscher seit 1885 regiert hat. In der Periode der russischen Eroberungszüge der sechziger Jahre stand Buchara fest zu Rußlands Feinden, bis sein

Heer vor Samarkand im Jahre 1868 unterlag. Aber erst seit im Jahre 1885 ein kaiserlich russischer diplomatischer Agent in Neu-Buchara zugelassen ist, können die gegenseitigen Beziehungen als festgeregelt angesehen werden.

Alle die herrschenden Völker haben ihre Spuren hinterlassen. Kein reinrassiges oder auch nur einheitliches Volk, wie es die Turkmenen sind, ist der Niederschlag der geschichtlichen Wandlungen. Völker türkischen und iranischen Stammes wohnen untereinander. Zu den ersten gehören die Usbeken, in deren Händen alle einflussreichen Stellen sind, sodann Ersari-Turkmenen und Kirgisen. Iranisch sind die sympathischen, vielleicht etwas weichlichen Tadschiken, die sich wieder in zwei ganz grundverschiedne Arten mit ausgesprochen semitischen Zügen und kaukasisch-europäischem Typus teilen. Ein Mischvolk von Türken und Iranern sind endlich die Sarten, die vornehmlich die Städte und das ebene anbaufähige Land bewohnen, während ein Teil der Usbeken, die Turkmenen und die Kirgisen die ungebundene Freiheit des Nomadenlebens vorziehen. Die Tadschiken sind zum Teil, wie es der Urbevölkerung so häufig geht, in die Gebirge zurückgedrängt worden, sie machen aber auch einen Teil der ansässigen Stadtbevölkerung aus. Oft überrascht ein weißes, mit blondem Bart umrahmtes Gesicht inmitten der in den Städten Handel treibenden Sarten und Juden, unter den hageren Rassegefolgern der Araber, unter Afghanen, Persern, braunen Hindus und Zigeunern. Die Hauptmasse der Bevölkerung hält der Kitt der mohammedanischen Religion immer fest zusammen. Daß die Tadschiken eifrige Schiiten sind, tut nichts zur Sache; soviel Herrschergeschlechter sich auch gefolgt sind, hat die Hauptstadt, die dem Lande den Namen gegeben hat, als heilige Stadt der sunnitischen Richtung gegolten. Aus ihren Schulen geht die Mullahs für fast ganz Mittelasien hervor, seitdem sie unter den Samaniden zu einem geistigen Mittelpunkt für diese Richtung des Islams geworden ist. 360 Moscheen und 103 Medresen — Gelehrtenschulen — sind bei einer Einwohnerzahl von etwa 100000 Köpfen gewiß Zahlen, die diese Bedeutung augenfällig offenbaren.

Die Hauptstadt Buchara liegt $12\frac{1}{2}$ Kilometer vom Bahnhof Neu-Buchara oder Kagan entfernt, ob des hohen Wertes des Grund und Bodens wegen oder aus Spekulation oder aus landesväterlicher Fürsorge, war nicht zu ergründen. War das letzte die Ursache für eine im Grunde verkehrte, in Rußland beliebte Bahnhofsanordnung, so ist der Emir inkonsequent gewesen, denn seiner zahlenden Mitwirkung vor allem ist, nachdem er für Kagan den Grund und Boden umsonst gegeben hat, die Herstellung der Zweigbahn Kagan-Buchara zu verdanken, die täglich sechsmal in jeder Richtung zwischen der neuen Rußstadt und der alten Handelszentrale regen Verkehr vermittelt. Die Züge sind mit Ausnahme eines Paares gemischte, und zwar gemischte in des Wortes verwegenster Bedeutung. Denn aus Mangel an Kenntnis europäischer Gepflogenheiten und der unter Christenmenschen gebräuchlichen Zahlenaufschriften halten auch die schmutzigsten Passagiere die gefälligen, reinlichen Wagen der zweiten Klasse als die für sie geeignetsten. An der Kasse, an der übrigens der Stationsgendarm zu unsern Gunsten nicht gerade sanft mit den sich an den Schalter

drängenden Landeskindern umging, war immer reges Leben und viel laudermwelsche Verhandlung. Der Hüter der Ordnung bekreuzte sich ob des Unverstandes, der Beamte an der Kasse aber war jedenfalls mit Engelsgeduld bemüht, die immer wiederkehrenden Fragen zu beantworten und die kupfernen Puhls (etwa $\frac{1}{4}$ Pfennig) und die silbernen Tengas (32 Pfennige) zu häufen und russisches und persisches Geld in die Tengarechnung umzusetzen. So verlangt es der Lokalverkehr. Im Gegensatz dazu sind die Händler jedenfalls nicht spröde, wenn sie gutes russisches Geld bekommen, und sehen es gern, wenn der Segen recht reichlich ausfällt.

Zunächst galt es, im russischen Neu-Buchara ein Unterkommen zu suchen, was nicht ganz leicht ist. In Alt-Buchara in einer Karawanjerei zu wohnen, ist eine Liebhaberei, deren Freuden zu kosten wir uns nicht veranlaßt sahen. So suchten wir denn die von allen ähnlichen Instituten am wenigsten übel berühmte Gostinniza Sewropa auf und wurden auf Abschlag zu fünf in ein Zimmerchen gesperrt, worin sonst die Familienangelegenheiten der Besitzerin erledigt werden, und worin sich eine Hauskake wenig gebildet betragen hatte. Ein weiteres Zimmer wurde verheißen, aber freilich einigermaßen unsicher, da die übrigen Gemächer von den Mitgliedern eines auf dem Hofe des Gasthauses aufgeschlagenen Zirkus und von verschiedenen Händlern besetzt waren. Eine Königsbergerin war die glückliche Besitzerin dieses „erstklassigen Etablissements“, eine mißvergnügte Person, die kein Bedenken trug, ihren deutschen Landsleuten den Geldbeutel möglichst zu erleichtern und von der üblichen Freude des Deutschen im Auslande, wenn er Landsleute sieht, rein gar nichts merken ließ.

Um uns Geld zu verschaffen, mußten wir zunächst eine Fahrt über die schlammbedeckten Straßen zur Moskauer internationalen Handelsbank unternehmen. Hier war ein freundlicher, gefälliger Beamter eifrig bemüht, uns gute Rat schläge für Alt-Buchara zu geben und für alle Fälle an seine dortige Filiale zu verweisen. Neu-Buchara präsentierte sich auf dieser Fahrt als eine wenig ansprechende, einer neuerstandnen amerikanischen Stadt vergleichbare Anlage mit unglaublich breiten, völlig unbefestigten regelmäßigen und geraden Straßen, zu denen die Häuser in ihrer einstöckigen Bauart in keinem nur annähernd richtigen Größenverhältnis stehn. Nur das neue Reichsbankgebäude macht eine rühmliche Ausnahme, und die Wohnung des russischen Residenten könnte sich einigermaßen sehen lassen. Während die Gefährten ruhten, hieß es für mich, dem russischen Residenten die Aufwartung machen. Da habe ich mein Amt, das des Dragomans, zum erstenmal verwünscht. Zum Dank mußte ich den Vorwurf über mich ergehen lassen, für Buchara nicht genügend Zeit gewährt zu haben. Von dem dafür bestimmten ersten Tage war allerdings durch Zugverspätung und diese Fahrten so viel verloren gegangen, daß wir nur knappe Zeit zu einer Orientierungsfahrt nach Alt-Buchara übrig hatten. Denn mit Sonnenuntergang erstirbt ja auch hier alles Leben in der Öffentlichkeit, da der Muselman danach in Haus und Harem gehört.

Auf meine Bitte hatte uns der russische Konsul und Resident, dem übrigens auch die Prüfung unsrer Pässe vorbehalten war, einen Dshigiten zur Verfügung gestellt. In weiß und rot gestreiftem Chalats*), weißem Turban, peinlich sauber, bildhübsch von Angesicht, tadellos gewachsen, in stoischer Ruhe gleichmütig, beinahe etwas melancholisch aussehend und trotz dem schwarzen Vollbarte gar nicht martialisch, war er ein recht gutes Dekorationsstück. Aber auch nichts mehr, denn er verstand kaum ein Wort russisch und wußte keines zu reden.

Mit dem Dshigiten auf dem Bock rollten wir endlich gegen drei Uhr zu unserm ersten Besuch in zwei der kleinen ortsüblichen Droschken auf der recht guten Landstraße gen Buchara. Es war eine Chaussee, die sich mit den bessern russischen Straßen mindestens messen kann, breit, fest und gut abgewässert. Bald hinter dem Bahnhof steht ein moderner, europäisch eingerichteter und persisch stilisierter Emirpalast, der aber nicht bewohnt ist. Drei Werst vor Buchara liegt ein andres Schloß des Emirs, Schirbudun, die Sommerresidenz des Vaters des jetzt regierenden Herrn. Von außen wie eine kleine Festung anzusehen, mit hoher, allerdings teilweise verfallener Mauer umgeben und an allen Ecken militärisch bewacht, setzt es den Besucher in Erstaunen durch eine Farbenfreudigkeit des Ausbaus, die eben nur in Buchara möglich ist, und die die verschiedenartige Gestaltung der Fassaden, Galerien und Säulengänge zu besondrer Wirkung bringt. Die Pracht der persischen, afghanischen, indischen, Buchara- und Tekintenteppiche in den Gemächern soll ihresgleichen suchen und auch durch die phantastischen Muster und Arabesken der Wandbekleidung und die kunstvoll abwechslungsreiche Gestaltung der Deckenkonstruktionen keineswegs verlieren. Ein schöner Park von üppig wachsenden Bäumen umgibt das Ganze und ließ uns wieder einmal die frühe Reisezeit bedauern, denn ihm fehlte noch der Schmuck des Laubes. Alljährlich finden in Schirbudun in der ersten Hälfte des Aprils Volksfeste auf Kosten des Emirs statt, bei denen die harmloseste Fröhlichkeit herrscht und der mohammedanische Zapfenstreich bei Sonnenuntergang ausnahmsweise aufgehoben ist.

Unsre Fahrt bot mancherlei Neues. Regler Verkehr herrschte auf der Landstraße. Esel, Pferde, Kamele zogen als Last- und als Reittiere an uns vorüber, fast nur im Schritt allerdings. Pferde und Esel leisteten mit ihren schwachen Kräften mehr, als man ihrem schlechtgepflegten Körper zutrauen sollte, denn fast hinter jedem der mit hochgezogenen Knien oben hockenden Reiter war ein zweiter aufgesessen. Von einem Seitenweg kam ein Leichenbegängnis im Lauffschritt, einige ledige Esel ohne Führer vorweg. Wir haben es im Kodak festgehalten, mußten uns aber dem dadurch erregten Mißvergnügen durch eilige Abfahrt entziehen. Ferner fielen uns die hohen zweirädrigen Achskarren auf, die als Lastwagen im ganzen Turkestan östlich vom Amu reichlich Verwendung

*) Schlafrockähnliches Gewand.

finden und auch zur Personenbeförderung dienen. Sie sind wohl dem Bedürfnis, durch Artyz und Flüsse zu fahren, angepaßt und ermöglichen durch den langen Hebelarm der mächtigen Speichen ein leichteres Fortrollen. Der Gewinn an Tragfähigkeit geht jedoch durch die große Schwere der verwandten Hölzer verloren.

Eifrig war man bei der Feldarbeit. Die Felder waren genügend durchtränkt und so weit trocken, daß der Boden bearbeitet werden konnte. Durch die unförmigen Schaufeln mit dem mächtig großen kreisrunden Blatt wurden die Schollen gelöst und die Felder allmählich in ebne Flächen verwandelt. Reichlich schien hier das Wasser vorhanden zu sein. Ganz nahe bei der Chaussee lagen große Weiher, die das überschüssige Wasser anstauen und das von den Feldern geflossene wieder ansammeln. Schön ist es nicht, aber es verhilft der Gegend zu der schon gerühmten Fruchtbarkeit. Eine Menge Wasservild hält sich an und auf den Weihern auf, eine Freude der in Buchara wohnenden Europäer, die fleißig der Jagd obliegen.

Die Befruchtung der Felder geschieht, wo wie hier das Gefälle nicht ausreicht, durch primitive Schöpfräder oder durch Begießen mit Hilfe von Tongefäßen, die in den Artyz gefüllt werden. Durch Brücken der einfachsten Art werden die Felder zugänglich gemacht, es sind Stangen, die man mit Reifig und Erde bedeckt. Wirklich in seltsamem Gegensatz steht diese so sorgfältige Feldbearbeitung mit der Ungeschicklichkeit, der Unhandlichkeit und der Unzweckmäßigkeit der Hilfsmittel, die keinerlei Fortentwicklung erfahren haben.

Je mehr man sich Buchara nähert, desto belebter wird die Straße. Die Anwesen häufen sich. Auch an ihnen müssen wir feststellen, daß an vielen Orten der Mensch anscheinend gar kein Bedürfnis hat, sich zu einem behaglichen Dasein emporzurängen. Eng drängt man sich zusammen, sparsam wird jeder Raum ausgenutzt, Baum- und Blumenschmuck fehlt. Die Häuser muten erst recht nicht freundlich an; staubgelbgrau, rissig, unförmig, aus demselben Lößboden hergestellt, der die Feldfrucht üppig gedeihen läßt, fehlen sie kein Fenster nach der Straße, denn auch der Ärmere will ganz abgeschlossen leben. Draußen freilich verschmäht er den Gedankenaustausch keineswegs. An der Tränkstelle, an der auch unsre Kosselenker ihre geduldigen Tiere, ohne uns zu fragen, Wasser nehmen ließen, pflog mancher der Zwiesprache, und ein sogar mit drei Reitern belastetes Pferd erregte anscheinend viele Freude.

Wo sich die Chaussee dem Eingangstore nähert, läuft sich auch die Eisenbahn in einer Kopfstation dicht unter der Stadtmauer tot. Die Mauer, eine Lehmmauer von 9 Meter Höhe und 4 Meter Stärke, umschließt, reichlich 12 Kilometer lang, die dicht gebaute Stadt. Zinnengekrönt, mit 131 Türmen besetzt und von 11 Toren durchbrochen, ist sie ein sehenswertes, teilweise malerisches Bauwerk. Will man sie abreiten, muß man sich freilich eine Jahreszeit aussuchen, wo man nicht im zähen Boden stecken bleibt. Jetzt hat sie ihren Beruf als Verteidigungseinrichtung verfehlt. Aus guter, lieber alter Gewohnheit werden trotzdem nachts die Tore geschlossen.

Vor dem Tore deuten die verschiedensten Magazine auf den regsten Handel. Große russische Firmen sind vertreten, die ihr Hauptlager freilich draußen in Ragan haben. Dem Handelstreiben nahe liegt die Stadt der Toten. Auch eigentümlich. Nicht die auf- und nebeneinandergedrängten Steine der bisher besuchten mohammedanischen Grabstätten fallen da in die Augen, sondern aus Lehm geschlagene, im Querschnitt nach dem Kielbogen gestaltete Sarkophage bedecken einen großen Raum vor der Mauer, der sich immer mehr nach dem Felde ausdehnt, nachdem jedes Fleckchen besetzt ist.

Endlich sind wir am Tore. Eine Art Zwinger erschwert das gewaltsame Eindringen. Eine Torwache fristet gelangweilt ihr gleichförmiges Dasein. Das innere Tor ist nach oben nicht abgeschlossen, nur mit Balken überzogen und mit Matten bedeckt. Feucht, schmutzig und übelriechend ist der Torweg. Bald dahinter biegen wir in eine Seitenstraße zum Postgebäude ab, das auf einem geräumigen Hofe eingerichtet ist. Wie immer fand M. einen Brief aus der Heimat. Er hatte, was man vor einer Reise nach Rußland immer tun soll, russisch beschriebene Briefumschläge mit seiner Adresse und seinem auf russisch deklinierbaren Namen hinterlassen und wurde — ob diesem zuliebe? — immer regelmäßig bedient.

Unsre Kutscher waren bewunderungswürdig. Es war schon keine Kleinigkeit, um die vorspringenden Ecken der schmalen und ganz unregelmäßigen Wallstraße ohne Unfall herumzufahren. Es wurde ein Kunststück, als wir in eine Straße einbogen, die an einem tief eingeschnittenen Arx entlang führte und nur noch schmalen Raum für Passanten ließ, und es schien unmöglich, durchzukommen, als wir uns in den Basarstraßen durch Fußgänger, Reiter und Lasttiere hindurch winden und begegnenden Wagen, auch den großen breiten Karren ausweichen mußten. Unaufhörlich tönt es Poscht, Poscht (Achtung!) von Fahrern und Reitern, und alles bemüht sich, sich so zu drücken, schmal zu machen, beiseite zu fahren, daß eine enge Passage frei wird. In der zum Bahnhofstore führenden 2 Kilometer langen Hauptstraße wars freilich übel. Ganze Warenzüge kamen uns entgegen, denen unsre kleinen Wagen nur an wenig Stellen auszuweichen in der Lage waren. Aber die Kutscher ließen traben und fuhren mit verblüffender Sicherheit um Millimeterbreite an den entgegenkommenden Fahrzeugen vorüber. Bald schien die Situation unheilbar verfahren, aber der wirre Knäuel an enger Stelle löste sich durch Vor- und Zurückschieben unter gütigem und auch energischem Zureden und unter der sachkundigen Leitung eines berittnen Schutzmannes. Er war zwar weniger militärisch bekleidet und weniger grob, als gemeinhin unsre zu sein pflegen, aber löste dafür seine Aufgabe mit um so sachgemäßerer Ruhe. Erfahrung stand ihm wohl zur Seite. Wohl ein dutzendmal wiederholten sich auf unsrer Ausfahrt aus dem Basar dergleichen Szenen. Der eine Kutscher war ein erträglich guter Cicerone. Mitten hinein ins volle bucharische Leben hatte er uns geführt, auf die Moscheen, Medresen hingewiesen und auf dem schmalen Platze Halt gemacht, wo der Henkerturm schlank emporsteigt, von dessen Höhe

früher die in einen Sack genähten Verbrecher herabgestürzt wurden. Seiner gefälligen Form mit der ockergelben Formziegelbekleidung und der weit ausfragenden blaugetönten Galerie sieht man die graue Bestimmung nicht an. Dort nahebei wurden bei den Teppichverkäufern, deren Interesse der Automedon mit oder ohne Absicht gefördert hatte, die ersten Geschäftsverbindungen angeknüpft, indes wir Unbeteiligten von der klinkergepflasterten Estrade der Medrese Mircharab einen neugierigen Blick in deren Inneres zu werfen suchten und sie und die gegenüberliegende Kaljanmoschee von außen bewunderten. Die Moschee zeigte an ihrer Fassade schöne emailartige Fayencefarbenbilder, zum Teil allerdings verdorben, übermalt und ausgeflickt. Trotz der Gleichförmigkeit großer Flächen wirkte sie nicht eintönig, ebensowenig wie die Vorderansicht der Medrese. Schön ist der hellblaue Kachelbelag der Moscheekuppel, mit dem weithin sichtbaren Henterturm, dem Manari-Kaljan, gepaart ein Wahrzeichen der Gegend. Blau und ockergelb sind auffälligerweise die Hauptfarben, dem Blau des Himmels und der Erdtönung entlehnt. In der Mitte der Medrese verschließt das Tor das Innere unter einem mächtigen Kielbogen, dessen Pfeiler teilweise noch schönen Kachelbelag aufweisen. Der Bau umfaßt einen weiten viereckigen Hof mit einem Brunnen in der Mitte und zeigt sich innen als zweistöckiges Gebäude, das auf allen Seiten gewölbte Zellen nach dem Hofe zu öffnet. Vor ihnen läuft oben und unten ein hofwärts offener Korridor, der innen durch Säulen, die von Kielbogen überspannt sind, abgegrenzt ist. Die Zellen haben mit Papier überklebte Fenster und bestehn aus einem oder zwei Räumen übereinander. Sie sind Eigentum der Studenten, die in ihnen solange hausen, bis sie einen zahlungsfähigen Käufer finden, der ihnen genug gibt, um aus der behaglichen Faulenzerei der Studienjahre den Sprung in das Erwerbsleben oder den Dienst der Religion zu wagen. Manches bemooste Haupt verträumt dort den besten Teil seines Lebens und hat in den vielen Jahren seiner Lernzeit nicht viel mehr gehört und gelesen als den Koran. Er ist freilich ein Buch voll tiefer Lebensweisheit und praktischer Lebensregeln, in das sich zu vertiefen auch einem Christenmenschen nicht schadet.

Hoch befriedigt fuhren wir in der Abendkühle nach Ragan zurück, gerade noch rechtzeitig und buchstäblich vor Torschluß, durch die mohammedanische Solidität rettungslos dem Hotel Zevropa geopfert, das jedenfalls nicht dazu angetan war, uns zu besondrer Fröhlichkeit anzuregen. Ein Glück wars, daß die Apanagenweine auch hierhin vorgedrungen sind und zu erträglichem Preise erstanden werden konnten. Rückblicke in die bucharische Geschichte kürzten die Zeit. Die Seitenblicke auf russische Offiziere und bei ihnen sitzende unzweifelhafte Damen waren weniger erfreulich.

